

Die Stieffinder

Erzählung aus dem Tivoli
Kollektion von W. P. 1

(Fortsetzung)

Valentin fühlte, daß er nicht mehr derselbe war, der er vor Wochen und Monaten gewesen, nicht mehr derselbe, der am Morgen ausgezogen war. Er fühlte sich unfähig, aber es war ein Glanz, an dem er trotzig festhielt.

Neben einem Zaun, der die kleinen Begonien umschloß, setzte er sich auf einen Stein und schlug die Stiefel auf seine Hände. Der Wind blies kalt und die Füße schmerzten ihn auf dem mit Mehl bedeckten Boden, aber sein Inneres brannte. Ihm war, als könne und werde sein Herz, und als sei dann nicht anders mehr in seiner Brust als eine große, weiße Feder. Aus dieser Feder hing endlich eine gewisse Ruhe hervor, keine wohlwollende Ruhe, aber doch Ruhe. Er spannte all seine Willenskraft an, sie festhalten zu lassen, wie es einmal nicht an Gott zu denken, wenn ihm doch Bewußtsein so quälte, besser war es, aus selbstgewähltem Ziel zu blicken, das sich ihm nun endlich darbot, und im Streben und Ringen nach Wägen Glück zu suchen für alles andere.

„Aufpassen! Aufpassen! Ich darf nicht schlafen!“ murmelte er vor sich. Und das Wort schien ihm neu zu leben. Er schob sich und trat den Berg hinan. Hinter den Hecken und im Hain gähnelte die Baumkrone Lichtganz. Streifen vom kleinen Mädchen im Felle drücker rief die Worte zum Angehen. Der Knabe blieb stehen und schaute. Er würde sie nicht mehr sehen, diese helle Mädchenstimm, die früh am Morgen schon das Lob Mariens und die Erklärung der Wunderwelt verflüchtete; nein, nie mehr würde er sie hören draußen auf den Ebenen seiner neuen Heimat! Wieder kam ihm Willen, sich ihnen zu Worte des Engelsgrüßes auf die Lippen. „Gegrüßet seist du,“ murmelte er; dann ließ er die Zähne zusammenbeißen. „er wollte nicht mehr!“

Er froh zur Schwärze zurück und verzog sich ins Heu, um seine letzten Glieder zu erweichen. Sein Gewissen war endlich zum Schweigen gebracht; er schlief ein.

17.

Als Valentin wenige Stunden später wach wurde, war er so guter Dinge, daß von Zeit zu Zeit ein gelinder „Judger“ seiner Kehle entfuhr und an den Felsenwänden widerhallte. Heimwärts ging es nun, der brandenden Kälte entlang. Heimwärts, aber nicht mehr nach dem Talquaterhof, der ihm nie eine Heimat gewesen. Seine Heimat war dort, wo sich ein neues Leben vor ihm entrollte.

Nach einigen Stunden richtigen Wanders kam er nach St. Martin. Schon hatte er das Dorf im Rücken, als plötzlich lauter Hühlergeschrei und ein Bauer auf hastigem Wege hinter der Biegung der Straße herantrotte. Bald erkannte Valentin Hofers Wette, den Steinhauser. Der kam nämlich mehrmals des Jahres nach Meran, wobei er stets auf dem Talquaterhof verweilte, obwohl es ihm kaum entgegen kam, daß die Talquaterin ihn nicht sonderlich gern sah. Er kam auch nicht der Talquaterin wegen, sondern um das Kind seiner Schwester zu sehen, und für Hofers waren die Tage, da der Wette sich auf dem Hofe bläuen ließ, wahre Freuden. Auch Valentin war dem freundlichen Manne, der stets ein freundliches Wort für ihn hatte, von Herzen zugezogen; nur gerade jetzt war ihm das Innekommen eine peinliche Heberatsung.

Er hatte sich wie mit feinem Sandstein zu schürzen und gedachte in dieser Stellung zu verharren, bis der Steinhauser vorbeigekommen wäre. Allein der Bauer hatte den Knaben auf den ersten Blick erkannt und rief ihn beim Namen. Es half nichts; der junge Wanderer mußte sich aufschicken und „Grüß Gott!“ sagen.

„Was tust denn du bei uns bekommen?“ war des Steinhausers erste Frage.

„Der Wette hat mich zum Kaiser nach Moos geschickt; er möchte eine Alm kaufen,“ verkündete Valentin.

„Ach was, der Wette soll auf Meran drinnen bleiben und die Kaiserin in Frieden lassen,“ bemerkte der Steinhauser, doch das gutmütige Lächeln, das diese Worte begleitete, bewies zur Genüge, daß sie nicht ernst gemeint waren. Auch bewilligte er sich beizufügen: „Wenn er schon können will, nachdem soll er doch in Gottes Namen selber herkommen und nicht so ein Hund schicken. Geh, Balth, sag ihm, er soll doch einmal ein bißel bei uns zusehen und die Kofel mitbringen.“

„Soll ich denn?“ entgegnete Valentin mit seiner Stimme; aber sein Herz klopfte hörbar bei Hofers Namen.

„Wohin wohl bei mir Mittag halten?“ fragte der Bauer freundlich.

Der Knabe zögerte; doch da fiel ihm ein, daß es vielleicht länger sei, erst bei eintretender Dunkelheit nach Meran zurückzukommen. Er nahm also an und legte sich, einer weiteren Einladung des Steinhausers folgend hinter die alte Kofel.

Die Steinhauserin begrüßte Valentin freundlich und bewirkte ihm mit teilscherzigen „Streichen“. Das war dem jungen Mann wohlwillkommen, nur das Schicksal wollte ihm nicht behagen, denn immer wieder kam man auf Kofel zurück, die den Steinhausern nun einmal recht ans Herz gewachsen war.

„Wenn grad die Mutter ein bißel nett mit ihr war!“ bemerkte der Bauer kopfschüttelnd. „Da hätte den Weibsbild oft gern gehabt, aber die Kofel will's durchaus nicht haben, und so bin ich halt still. Eine feste Kerkerin in die Talquaterin sonst grad schon und die Wirtin verführt sie; aber zuletzt allem Beten und Singen gehen in so hartig hart.“

Die Bäuerin mochte bemerkt haben, daß Valentin's Gesicht bei diesen Worten einen besseren Ausdruck annahm, denn sie bewilligte ihm, ihren Mann zu entschuldigen. „Ach dich's nicht verdrießen, Balth, der Huesl meinst's nicht böse!“

„Ich hab' die Kofel nicht gar so gern,“ verkündete der Knabe, und seine unwillig bläulenden Augen verrieten mehr als seine Worte.

Der Steinhauser lachte. „Siehst, Balth, das tu ich dir ganz gern glauben; ich kann sie auch nicht schmecken. Sonst müßt' ich's dem Peterle grad mit verzeihen, daß er ein zweites Weg genommen hat, aber die Kofel hält' er uns halt lassen sollen.“

„So, Balth,“ beruhigte ihn sein Weib, „es wird schon so haben sein müssen! Was ist denn der Balth, wenn er die Kofel nicht hat? Galt Balth, du und die Kofel, ihr seid grad wie Goldammer?“

„Sie tut mir mein Gewand und meine Wäsche stinken,“ verkündete Valentin ausweichend und trocken.

Nach dem Essen, als die Lärnen bereits abgetragen hatten, mahlte der Steinhauser beide Arme auf den Tisch, sah den Knaben nett und freundlich an und fragte: „So, Balth, jetzt sag einmal, in's noch allemal nichts mit dem Studieren?“

Valentin wurde blutrot. „Warum wohl? Er konnte ja den ganzen Sachverhalt erzählen, er konnte einfach sagen, ein treuer Herr habe sich seiner angenommen und ihm das Studium ermöglicht. Und doch ließ Valentin den Kopf hängen und schweig.“

Oben wollte der Steinhauser seine Frage wiederholen, als von der Stube herein der Varn aufgeregter Stimmen drang. Schon erhob sich die Bäuerin, um nachzusehen, was es gebe, als die ältere Frau eintrat und mit erörterter Miene die Meldung tat: „Vom Talquater haben sie einen heraufgeschickt.“

„Vom Talquater?“ riefen die Steinhauserleute verwundert.

Valentin fuhr zusammen, beruhigte sich aber bald; wußte ja doch niemand weder hier noch dort um seinen Abzug. Doch wünschte er möglichst unbemerkt zu bleiben; er zog sich in eine dunkle Ecke zurück und erwartete so den Eintritt des Boten.

Franz, der Jüttler, war es, der feierlich und langsam die Stube betrat. Nahe der Türe blieb er stehen und den Fuß zwischen den Händen haltend, sagte er mit eintöniger Stimme: „Der Talquater von Obermais läßt auf morgen vormittag um 10 Uhr die ganze Fremdenstadt bitten, daß sie der Lobler Nota die letzte Ehr' geben.“

Tiefe Stille trat ein. Die Anwesenden machten ihren Oden nicht trauen. Möglich aber ertönte ein wilder Schrei, und wie eine zornige Stube brach Valentin auf den Hals zu. „Sieh, Balth, bist du da?“ fragte der überascht.

„Franz! Franz!“ rief der Knabe, den Arm des Jüttlers beständig schüttelnd, „das mißt nicht meinen. (Fortsetzung auf Seite 3)“

Der schlaue Sepp

Der alte Hubertus war nur ein armes Holzschneid, das sich in harten Arbeit durchs Leben plagte, aber ehe und allemal fidel, und des halb wohlgeleit in ganzen Ort war. Und g'heißt war der Sepp, obwohl er nur eine elende Schul s'acht hatte und die nur halb, die weil er als Hub schon seinen Vater, der Gemeinbedienten, vertreten mußte, wenn der, was oft vorkam, von seinen bösen Rheumatismus geplagt wurde. Für alles mußte er hat, und da er ihn gern unkonst gab, so wundert sich nicht aus feinesgleichen, sondern selbst die Groten Bauern an der guten Sepp, wenn sie etwas außerordentlich Kniffliges hatten, wo sie nicht ein noch aus wußten und doch nicht dem Advokaten in der Stadt ihre schone Geld hintragen wollten.

Und eines Tages arbeitete der Hans Gaisinger, ein wohlhabender Bauer und einer der Bestgeber des Sepp, mit diesem allein im Wald, wo sie fleißig Holz schlugen. Der Bauer war ganz gegen seine sonstige Gewohnheit, fleißig verdroschen, und der Sepp merkte wohl, daß er was nicht richtig bei ihm sei. Und als sie nun zusammen ihr Frühstück verzehrten und aus einer Flasche ihren Schnaps tranken, da fragte er den Gaisingerhans:

„Na, Bauer, was ist denn dir heut übers Leberle g'laufen? Schaut ja aus, als ob du Spinnen g'fressen hast?“

Der Bauer blinnte das Knechtel einen Augenblick zögernd von der Seite an und meinte dann:

„Ja, ich müßt' dir schon was anvertrauen, Sepp, wenn i nur wüßt, ob du auch's Moral halten kannst.“

„Na, wannst dös mit so lang weilt, Bauer,“ antwortete ein bißl verärgert der Knecht, „dann kannst mir halt leid tun. Aber h'halt nur dem G'schicht sein für dich langsam, mir g'list just nit darnach.“

„Ho, nur nit glei so,“ sprach der Gaisingerhans. „Alto, ruck mal näher und hor' zu!“

Und nun erzählte er dem Sepp eine Historie, wie sich sein dummes Weib hinter seinen Rücken im Lauf der Jahre tausend Kronen g'langungspari habe. Statt aber das Geld sein auf die Streikoff' in die Stadt zu tragen, wo man es ihr sicher bezahlt und auch verzinst hätte, habe die einfältige Frau es bald da, bald dort, in Haus und Keller, und schließlich in dem alten, hohlen Apfelbaum, dicht an der Hofmauer versteckt. Dort glaubte sie ihren Schatz am besten aufz'haben; wie sie sich aber drei Tage später in der Nacht darnach wachhaute, da war das schöne Geld richtig — beim Teufel.

„Sui!“ unterbrach mit einem Pfeifenden Ton der Sepp den Erzähler. „Und hat sich nit mehr d'von wiederg'finden?“

„Nit, gar nit,“ erwiderte ingrimmig der Gaisingerhans. „Und wenn das blöde Weibsbild mir nur glei was davon verzöht hätte! Aber na, sechs Wochen hat's die G'schicht runtergeschluckt und erst gestern's Maul aufg'macht.“

„Dös ist freilich schlimm,“ meinte, sich am Kopf fragend, der Sepp. „Und halt denn gar koanen Verdacht auf wen, Bauer?“

„Natürlich hab' i den,“ antwortete der, riefte dem Sepp näher und flüsterle: „Der Hüllodri, der Bengler, mein Nachbar, hat sicher von sein Fenster aus zug'schaut, wie meine bligdumme Alte das Gold in den Baum ein g'steckt hat. Und dann hat er's natürlich rausg'nommen, der Lump, der ich mal vor Jahren im Justizhaus g'wesen sein soll!“

„Scho möglich, daß er's hat,“ sagte nachdenklich der Sepp, „aber wie's rauskriegen?“

„Wenns das ferti bringt und mir wieder zu mein Geld verhilft, dann zahl i dir blank hundet Kronen, Sepp, und sollst dein Leben lang das Kammerl oben im Giebel unshunt bewohnen.“

„Es soll a Wort sein,“ antwortete das Knechtel. „I will mir die Sach' überdenken; vielleicht glückt's.“

„Dir ganz a'wich,“ meinte der Bauer, „du bist ja so a schlauer Hüllodri.“

Am andern Morgen in aller Früh hatte der Sepp mit dem Gaisingerhans eine lange vertrauliche Unterredung, und am selbigen Abend sah der Bauer, was nur selten vorkam, im Dorfkeug. Er war sichtlich in sehr guter Laune, denn er trank Wein,

und zwar nicht, wie sonst, den schlechten Kraker, sondern was besonders Gutes, sprach und lachte viel, und lud schließlich den Bengler, seinen Nachbar zum Wirtshaus ein. Der ließ sich das nicht zweimal sagen, und bald saßen die zwei in traulicher Gemeinschaft. Aus der einen Flasche wurden zwei, und als der Gaisingerhans gar die dritte bestellte, da schaute der Bengler ihm mit seinen Spitzbubenaugen in ein bißel verdächtig an und meinte lauernd: „Sag mir, was du mit dem G'schicht g'macht hast, daß du jetzt so freudig bist?“

„Na, wie mans nehmen will,“ antwortete der Bauer, „g'raad kon G'schicht nit, aber — hier fluchte er und sagte dann vertraulich: „Ja, i müßt' dir schon was verzeihen, aber unter uns muß es bleiben, Bengler.“

„Du kennst mi doch, Nachbar,“ sagte dieser betuernd die Hand auf die Brust legend. „Wir konn't die größte Schonniss anvertrauen, i bin allemal immer wie a Fritsch.“

Nun rückten die beiden näher zusammen und der Gaisingerhans erzählte dem Bengler, daß seine Frau gestern schon zum zweitemal zwei tausend Kronen in der Lotterie rausg'kommen sei. Er habe ihr das erstemal geraten, den Gewinn auf die Streikoffe zu bringen, aber das bodenige Weib habe drauf bestanden, das Geld irgendwo außer dem Haus zu verstecken, weil es dann — ihre selige Mutter habe ihr das verraten — weiteres Geld nach sich ziehe. Er habe sie gewähren lassen, — freilich nicht gern, und jetzt wolle sie absolut auch die zweiten tausend Kronen wieder zu den ersten legen, da sich das Wort ihrer seligen Mutter so schnell bewahrheitet habe.

„Ist's nit dalket von meiner Alten?“ schloß der Gaisingerhans. „Wo doch die schönen Zinsen verloren g'hen. Und i trau' der G'schicht nit. Wenn nun oaner findet und das Geld stiehlt? Was moant du dazu, Bengler?“

„Wer soll's denn stehlen, du Dalk, wenn koaner woah, wo's steckt!“ sagte eifrig der andere. „Recht hat deine Alte, die 'n g'grichtetes Weib is. Du firt doch, daß die zwooten tausend Kronen schon nachkommen fan.“

„Das sie nur machen, die was ich, was sie will!“

Einen Augenblick sah der Gaisingerhans bedenklich den Bengler an, dann meinte er: „Na, wenn du's loagst, dann wird's wohl so fan. Du bist ja a viel g'schierter Mensch!“

Und dann tranken sie die Flasche aus und gingen heim, wo der alte Gauner, der Bengler, nichts Eiligeres zu tun hatte, als noch in der Nacht die Leinwand von ihm wirklich gelohlenen und gutbewahrenen tausend Kronen wieder in das Versteck zurückzulegen, in der Gewissheit, dafür in der anderen Nacht zweitausend rauszuziehen.

Zwei Tage später sah der Gaisingerhans wieder im Dorfkeug.

Diesmal mit dem Hubertus, in dessen Laide fünf blank Goldstücke lagen, — eine Summe, die der arme Alte noch nie in seinem Leben bekommen gesehen, wieviel weniger aber beisehen hatte. Und wieder tranken sie eine Flasche vom besten Wein des Birtes, allein der Bengler, der glücklich in die Falle gegangen war, die der schlaue Sepp ausgestellt hatte, trank diesmal nicht mit. Der sah zu Haus und las mitunter immer wieder einen zerfitterten Zettel auf dem zu lesen stand:

„Meine Alte hat sich anders b'kommen. Sie hat den Piaz im Baum doch für nit sicher g'nug g'halten und hat sich ihre ersten tausend Kronen wieder g'holt, anstatt die zwooten dazu g'legen.“



Jubiläums - Buch

mit der ausführlichen Geschichte der St. Peters Kolonie und vielen Bildern von hervorragenden Personen, sowie alten und neuen Pfarrgebäuden, auf schönem und dauerhaftem Papier gedruckt, nicht bloß zum Lesen für die Gegenwart, sondern zum Aufbewahren für die Zukunft: die jungen Generationen sollen wissen, was ihre Eltern und Großeltern geleistet haben. Auch zum Verschicken ins Ausland, damit auch andere lernen, was die St. Peters-Kolonie ist.

Dreie portofrei:

- Ein Buch für \$0.50
- Drei Bücher für \$1.25
- Sechs Bücher für \$2.25

St. Peter's Press

Muenster, Sask.